

# Appenzeller Verlag

# Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder,  
auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags  
urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung  
oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Appenzeller Verlag  
[www.appenzellerverlag.ch](http://www.appenzellerverlag.ch)

Petra Ivanov

STILLE  
LÜGEN

*Roman*

Appenzeller Verlag

Als Dschaba Iosseliani Georgien zusammen mit verschiedenen Warlords unter sich aufgeteilt hatte, florierte das Geschäft. Erpressung, Spekulationen mit Erdöl und Immobilien, Schmuggel und Drogen sorgten dafür, dass Geld floss. Iosselianis wilde Reiter, die sogenannten Mchedrioni, waren gefürchtet.

Tamaz Glonti legte als 19jähriger seinen Eid auf Georgien, sein Volk und die Orthodoxe Apostelkirche ab. Er war mit dabei, als die Mchedrioni das Land mit Terror überzogen. Zusammen mit anderen Rebellen belagerte Glonti 1991 das Regierungsgebäude in Tiflis. Nach dem Sturz Gamsachurdias holten die Paramilitärs Schewardnadse ins Land zurück. Unter dem neuen Staatschef kontrollierten sie die profitablen Exportbranchen und beteiligten sich an der illegalen Privatisierung zweier Mineralwasserfabriken in Glontis Heimatstadt Bordschomi.

In den wilden Neunzigerjahren war klar gewesen, wer die Herrschaft ausübte. Heute waren die Strukturen des organisierten Verbrechens komplex. Glonti verstand nicht, wo die Fäden zusammenliefen. Die lokalen Clans hatten an Macht verloren, die Oligarchen im Hintergrund bekam Glonti nie zu

Gesicht. Seine Aufträge erhielt er von einer Kontaktperson, die ihm nur so viel wie nötig mitteilte.

Glonti zog das Foto aus dem Umschlag. Bisher hatte er nur Lokalgrößen getötet. Dass er nun einen Schweizer beseitigen sollte, erfüllte ihn mit Stolz. Er hielt den Auftrag für einen Vertrauensbeweis. Wenn er ihn zur Zufriedenheit erfüllte, konnte er mit einer Beförderung rechnen. Fünfzehn Jahre lang hatte er an vorderster Front mitgewirkt, es war Zeit für einen Hintergrundjob mit mehr Prestige. Das Geld konnte er gut gebrauchen. Er setzte seine Sonnenbrille auf, das letzte Relikt aus seiner Mchedrioni-Zeit. Seine stählerne Jericho 941 blieb im Versteck. Zuerst musste er sich mit den Gewohnheiten des Schweizers vertraut machen.

Unter normalen Umständen hätte Regina nicht 320 Dollar für ein Hotelzimmer bezahlt. Das «Zar Franco» bot zwar Schweizer Komfort, doch Regina konnte gut auf Sicherheitsschleusen, gewärmte Handtücher und importierte Schokolade verzichten. Trotzdem hatte sie Cavalli dazu überredet, die Fahrt nach Batumi zu unterbrechen, um zwei Nächte im «Zar Franco» zu verbringen. Regina hatte nicht vor, ein zweites Mal einem Rettungs-Helikopter nachzuschauen.

Über das Doppelzimmer hatte sich Cavalli nicht gefreut. Regina sah ihm an, dass er lieber allein gewesen wäre. Doch zwei Einzelzimmer hätten die finanzielle Schmerzgrenze eindeutig überschritten.

«Fenster oder Bad?»

Cavalli betrachtete wortlos die schmiedeeisernen Gitter und zeigte auf das Bett am Fenster.

«Morgen treffe ich Lewan Kupatadze», sagte Regina. «Er koordiniert die Landwirtschaftsprojekte für Teamwork. Vermutlich werden wir den ganzen Tag unterwegs sein. Du hättest Zeit, die Heilbäder aufzusuchen.»

«Du hast bestimmt schon eine Behandlung für mich reserviert.»

«Nein ... soll ich das machen?»

«Natürlich nicht! Das Essen in diesem Goldkäfig ist sicher unbezahlbar. Spazieren wir ins Zentrum hinunter?» Als Cavalli Reginas Blick auffing, fügte er schroff hinzu: «Ja, das schaffe ich.»

«Hat sich Chris mal gemeldet?»

«Können wir zur Abwechslung über etwas Angenehmes sprechen?» Cavalli ging am Fahrstuhl vorbei zur Treppe. Sein Sohn Christopher verbrachte die Ferien im Tessin bei Cavallis Familie. Da sich Cavalli sowohl mit seinem Vater als auch mit seinen Halbbrüdern zerstritten hatte, hatte er versucht, Christopher vom Besuch abzuhalten. Doch Christopher liess sich nicht umstimmen.

Regina folgte Cavalli durch die Hotellobby am Portier vorbei und knöpfte ihren Mantel zu. Der Winter wich erst langsam aus dem Tal; sobald die Sonne unterging, wurde es empfindlich kalt. Als sie draussen waren, fragte Cavalli, was Regina gegen Isabelle habe. Er nahm mehr wahr, als sie ihm zurzeit zutraute, stellte Regina fest. Sie erzählte ihm von ihrer Zeit im Gymnasium, von ihrer Unsicherheit und ihrem Gefühl, nie zu genügen. Ihre Abneigung hatte in Wirklichkeit nichts mit Isabelle zu tun gehabt, sondern nur mit ihr selbst.

«In den letzten Jahren hast du dich gebessert», witzelte er. «Ich würde dich sogar herrisch nennen.»

Regina schmunzelte. «Ich fass das als Kompliment auf.»

«Siehst du. Früher wärest du beleidigt gewesen.» Cavalli sog die Düfte ein. Rhododendren, stellte er fest, verwoben mit Fritieröl und Tannennadeln. Es tat gut, ausserhalb der Stadt zu sein.

Sie waren beim Zarenpark angekommen, und Regina zeigte auf die Ruinen der Petrisziche-Festung. Im Reiseführer hatte

sie gelesen, dass sich zwei Brüder um den Nachlass gestritten und es vorgezogen hatten, ihr Erbe zu zerstören, statt sich zu einigen.

«Willst du mir damit etwas sagen?», fragte Cavalli, als sie ihm die Geschichte erzählte.

«Käme mir nicht im Traum in den Sinn. Welchen Eindruck hast du von Isabelle?»

«Sie glaubt an das, was sie tut.»

«Überzeugt dich ihre Arbeit nicht?»

Cavalli schwieg lange. Erst als sie sich in einem unscheinbaren Lokal zu Tisch setzten, beantwortete er die Frage. «Ich weiss nicht, wie es in Georgien aussieht, aber meiner Meinung nach ist Entwicklungshilfe kontraproduktiv. Sie unterstützt ein System, das nicht funktioniert. Verleiht einer Regierung Glaubwürdigkeit, die sie nicht verdient, und erschwert damit die Bildung einer Demokratie.»

«Das kommt darauf an, wohin das Geld fliesst», wandte Regina ein. «Heute ist <Hilfe zur Selbsthilfe> selbstverständlich. Kein Hilfswerk verteilt einfach Geld, schon gar nicht an den Staat. Auch Teamwork investiert direkt in Projekte, die die Zukunft von Bauern und Flüchtlingen sichern.»

«Aber wäre das nicht Aufgabe des Staates? Gibt man der Regierung damit nicht das Signal, sie brauche sich nicht um soziale Missstände zu kümmern?»

Sie bestellten zwei Portionen Ghomisghomi, ohne zu wissen, was es war.

«Was ist die Alternative?», fragte Regina. «Willst du die Ungleichheit akzeptieren? Kein Mensch kann um seine Rechte kämpfen oder sogar etwas in der Gesellschaft verändern, wenn er hungert. Dazu muss man ihm zuerst auf die Beine helfen.»

«Die Frage ist, ob er dann noch motiviert ist zu kämpfen.»

«Nein, die Frage ist, ob er ohne Starthilfe überhaupt eine Chance gegen die Mächtigen hat.» Sie lehnte sich zurück, um der Bedienung Platz zu machen, die ihnen zwei Suppenteller vorsetzte. Mit hochgezogenen Augenbrauen musterte sie den Brei.

«Hirse!» Cavalli roch erfreut am Dampf und sagte: «In den USA leben 800 000 Indianer in Reservaten. Ein Drittel davon unter dem Existenzminimum. Teilweise beträgt die Arbeitslosigkeit 80 Prozent, Gewalt und Alkohol gehören zum Alltag. Kennst du Wilma Mankiller?» Als er Reginas ungläubigen Ausdruck sah, lächelte er. «Doch, sie heisst wirklich so. 1987 wurde sie die erste Frau an der Spitze der Cherokees. Mit einem jährlichen Budget von 75 Millionen Dollar und 1200 Angestellten führte sie einen Grossbetrieb. Sie war Häuptling, als Bushs sogenannte <self-governance initiative> in Kraft trat. Die Cherokees gehörten zu den grossen Befürwortern der Initiative. Sie sah vor, dass die Stämme Regierungsgelder selber verwalteten. Davor lief alles über das Bureau of Indian Affairs, das BIA...» Cavalli rührte im Hirsebrei. «Das BIA...»

Regina sah, dass er den Faden verloren hatte. «Wilma Mankiller?»

«Wilma Mankiller hatte den Mut zu sagen, dass wir uns an die Abhängigkeit vom BIA gewöhnt hatten. Tatsächlich fällt es heute vielen Stämmen immer noch leichter, in der Opferrolle zu verharren, als ihre Zukunft selbst in die Hand zu nehmen.» Wieder machte er eine Pause, als wüsste er nicht mehr, wie sie auf das Thema gekommen waren.

«Ich verstehe, was du sagen willst: dass Entwicklungshilfe zu Passivität führen kann.» Zwar teilte Regina seine Meinung nicht, aber sie liess es im Moment dabei bewenden und schlug vor, ins Hotel zurückzukehren. Falls Cavalli merkte, dass sie ihre Müdigkeit vortäuschte, zeigte er es nicht. Regina bestellte

ein Taxi und bezahlte die Rechnung. Im «Zar Franco» begleitete sie ihn nach oben und kehrte dann unter dem Vorwand, telefonieren zu müssen, in die Lobby zurück, damit er ungestört zu Bett gehen konnte. Sie beschloss, die Zeit mit einer Tasse Tee totzuschlagen.

Die junge Frau an der Bar kannte die Teesorte nicht, die Regina bestellte. Nervös holte sie eine Schachtel mit verschiedenen Beuteln hervor. Regina staunte, als sie die Schweizer Marken sah. Sie zeigte auf den Grüntee. «Tanja Begiaschwili» las sie auf dem Namensschild der Georgierin. Sie fragte auf Englisch, ob sie aus Bordschomi stamme.

«Aspinda, ganz nahe bei Wardsia. Kennen Sie?»

«Das Höhlenkloster? Ich würde gerne hinfahren, doch es liegt nicht auf dem Weg. Wir fahren nach Batumi.»

«Wardsia müssen Sie besuchen! Sie können Georgien nicht verlassen, ohne Wardsia gesehen zu haben. Die Höhlen in der Felswand sind mit Treppen und Terrassen miteinander verbunden. Tausende von Menschen haben darin Platz.» Mitten in der Erzählung sog Tanja Begiaschwili Luft ein. Sie wandte sich von Regina ab und räumte die Gläser so schnell ein, dass ihr eines aus der Hand fiel. Regina spürte jemanden hinter sich und drehte sich um. Ein Mann in ihrem Alter gestikulierte verärgert. Sein Armani-Anzug war massgeschneidert, trotzdem sah er aus wie verkleidet. Er begrüßte Regina mit einer kleinen Verbeugung, die ihr bekannt vorkam. Doch was bei Pierre-Richard von Arburg natürlich wirkte, sah bei diesem Mann aus, als hätte er eine Rolle einstudiert. Er stellte sich als Frank Bolay vor und hiess sie in seinem Reich willkommen. Als er Reginas Hand nahm und an seine Lippen führte, konnte sie dem Impuls kaum widerstehen, sie zurückzuziehen.

Bolay erkundigte sich, ob sich Regina wohlfühle. Nachdem sie ihm versichert hatte, dass das «Zar Franco» keine Wün-

sche offen lasse, lächelte er höflich und nahm den Platz hinter der Bar ein. Er gab Tanja Begiaschwili ein Zeichen, und sie huschte davon, um kurz darauf mit Besen und Schaufel zurückzukehren. Während sie die Scherben zusammenwischte, bediente Bolay die Gäste.

Reginas Handy klingelte, und sie wandte sich erleichtert ab. «Tobias! Immer noch auf?»

Stotternd erklärte Fahrni, er habe die Zeitverschiebung vergessen. Nachdem Regina ihm versicherte, er habe sie nicht geweckt, erzählte er ihr vom Gespräch mit dem Sachbearbeiter, der Isabelles Flug nach Tiflis gebucht hatte. Die Reise sei so dringend gewesen, dass Isabelle einen Nachtflug in Kauf genommen habe. Fahrni wusste jedoch weder, auf welches Datum ihr Ticket ursprünglich ausgestellt gewesen war, noch, wer während des Fluges neben ihr gesessen hatte. Er versprach, beiden Punkten nachzugehen. Dann erkundigte er sich nach Cavalli. Regina wich der Frage aus und bat Fahrni stattdessen, sich nach Schweizer Firmen zu erkundigen, die in georgische Hotels investierten.